

Jan Stressenreuter

# Aus Hass

Kriminalroman

Querverlag

*Die Handlung, die Figuren und manche Schauplätze dieses Romans sind fiktiv. Ähnlichkeiten mit lebenden und toten Personen sind unbeabsichtigt.*

Lektorat: Rainer Hörmann

Erste Auflage März 2017

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlag und grafische Realisierung von Sergio Vitale unter Verwendung eines Fotos von naruedom (fotolia.de).

Gesamtherstellung: Finidr

ISBN 978-3-89656-251-7

Printed in the Czech Republic

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an:

Querverlag GmbH

Akazienstraße 25, 10823 Berlin

[www.querverlag.de](http://www.querverlag.de)

von Jan Stresenreuter im Querverlag erschienen

*Love to Love You, Baby*

*Ihn halten, wenn er fällt*

*Und dann der Himmel*

*Mit seinen Augen*

*Aus Rache*

*Aus Angst*

*Aus Wut*

*Wie Jakob die Zeit verlor*

*Haus voller Wolken*

*„Fign, Alda!“ und andere Geschichten*

*Aus Hass*

*Fünf Tage zuvor*

## *Samstag, 16. April – Köln*

Erst als die Haustür mit einem leisen Klicken hinter ihr ins Schloss fiel, beschlich die brünette Mittvierzigerin das dumpfe Gefühl, dass sie im Begriff war, einen Fehler zu begehen. Sie hatte nicht mit dem Nebel gerechnet, der an diesem Morgen durch die Straßen von Dellbrück kroch, einem der rechtsrheinischen Vororte von Köln. Ein Nebel, der alle Ecken und Kanten glatt schliff und jedes Geräusch verschluckte. Viel zu spät begann sie zu ahnen, auf was für ein gefährliches Wagnis sie sich eingelassen hatte, und die faustgroße Dose Pfefferspray in ihrer Tasche erschien ihr als Sicherheitsmaßnahme auf einmal geradezu lächerlich. Die zierliche Frau hielt einen Moment auf der obersten Treppenstufe inne und biss sich auf die Unterlippe. Sie hätte umkehren, ihren Plan aufgeben, die Stufen zu ihrer Wohnung wieder hinaufgehen können, hätte sich zurück ins Bett und unter die Decke flüchten können, die sie in der kühlen Aprilnacht gewärmt hatte. Aber das, was sie in den Wochen zuvor herausgefunden hatte, hatte sie so sehr in Rage versetzt – und brachte sie noch immer auf, weil es alles infrage stellte, was ihr je wichtig gewesen war –, dass sie trotz ihrer Furcht in den trüben Morgen hinaustrat.

Auf dem Weg zum See drang der Frau die Kälte in die Glieder, und sie zog ihre knielange, graue Strickjacke enger um ihren Körper. Es war, als bäumte sich der Winter in einem letzten Rückzugsgefecht gegen den unausweichlichen Frühling auf. Autos auf den Seitenstreifen, die aus dem dichten Nebel so unvermutet hervortraten wie verlassene Geisterschiffe auf einem endlosen Ozean, waren mit Nässe überzogen, die in schweren, durchsichtigen Perlen über die Windschutzscheiben rann. Hin und wieder kämpfte sich fahle Beleuchtung aus der Wohnung eines Mietshauses durch die Dämmerung, flackerte auf wie ein Irrlicht und verschwand wieder. Aber die meisten Leute schliefen um diese Uhrzeit noch, und die zierliche Frau wurde auf ihrem letzten Weg vom Nebel verschluckt, ohne dass jemand bei einem Blick aus dem Fenster ihre flüchtige Anwesenheit bemerkt hätte.

Nach einem Fußmarsch von zehn Minuten ließ sie die letzten Häuser hinter sich und bog zögernd auf einen breiten Feldweg ab, der scheinbar unentschlossen in Schlangenlinien zum See führte und dann parallel zum Ufer verlief, begrenzt von Unkraut, Gestrüpp und feuchten Wiesen. Bald konnte sie das nahe Wasser riechen, ein modriger, erdiger Duft. Die Stille um sie herum war erdrückend, sie konnte jeden ihrer Schritte überdeutlich hören – oder waren es nicht nur ihre Schritte? Sie schaute nervös über die Schulter, horchte angestrengt ins Nichts.

Hier in Ufernähe riss der Nebel auf, trieb nur noch in einzelnen Schwaden an ihr vorbei. Die Frau fühlte einen ersten Regentropfen auf ihrer Stirn, sah nach oben in einen Himmel, der die Farbe von Stahlwolle hatte, und wünschte, sie hätte einen Schirm mitgenommen. Doch irgendwie war ihr das unpassend erschienen.

Plötzlich raschelte etwas in ihrer unmittelbaren Nähe, und sie schrak zusammen, schluckte mühsam einen Angstschrei herunter. Aber es war nur eine Maus, die direkt vor ihren Füßen den Feldweg überquerte und im Gebüsch verschwand. Die Frau umklammerte das Pfefferspray in ihrer Jackentasche wie einen Rettungsanker, zwang sich, ruhig zu atmen. Ein, aus, ein, aus. Wenn etwas schiefging, konnte sie sich mit dem Spray verteidigen und dann per Handy die Polizei rufen. Sie hatte sich im Internet kundig gemacht. Man musste die Dose dem Angreifer ins Gesicht halten und den Inhalt direkt in die Augen sprühen. Die Schwellung der Schleimhäute würde das sofortige Schließen der Augenlider für ungefähr fünf bis zehn Minuten bewirken, das Einatmen des Pfeffersprays zu Husten und Atemnot führen. In der Geborgenheit ihrer Wohnung hatten die Ausführungen beruhigend geklungen, hier draußen in der Einöde erschienen sie ihr sehr viel unzuverlässiger.

Nach nur wenigen Schritten glaubte sie erneut etwas zu hören, es erinnerte an das Summen eines Bienenschwarms, aber weit entfernt. Sie blieb stehen und horchte, aber da war nichts; es gab nur den Wind, der träge mit den frischen Blättern der Bäume in Ufernähe spielte. Wieder befielen sie Zweifel: Sie hätte nicht kommen dürfen, nicht in diese Einsamkeit, die alles verbarg, nicht jetzt, nicht hierhin, weitab jeglicher Hilfe. Was hatte sie sich nur

dabei gedacht? Inmitten einer Menschenmenge wäre sie besser aufgehoben gewesen, hätte sich in einer belebten Fußgängerzone, in der die Leute mit Einkaufstaschen und Kaffeebechern in den Händen an ihr vorbeihetzten, sicherer gefühlt. Sie war für solche Wagnisse nicht gemacht; ihr Herz pochte, und ihr Atem ging flach und schnell. Erneut spürte sie Angst in sich hochsteigen, diesen uralten Instinkt der Menschheit, seit Jahrtausenden weitergegeben von Generation zu Generation, der jeder Faser ihres zerbrechlichen Körpers befahl, umzukehren und zu flüchten. Es kostete sie erhebliche Anstrengung, diesem Drang zu widerstehen. Erst als sie sich den Grund für ihren Spaziergang ins Gedächtnis rief, gelang es ihr weiterzugehen: Sie wollte der Farce ein Ende bereiten, sie wollte zurechtrücken, was falsch war. Eine Lüge wollte sie bloßstellen, eine so große, unverfrorene Lüge, dass es ihr beinahe den Atem verschlagen hatte, als sie zufällig auf die Wahrheit gestoßen war. Sie hatte kaum glauben können, dass nur sie davon zu wissen schien, dass in all den Jahren die Öffentlichkeit so hatte getäuscht werden können. Einen Sturm würde sie auslösen, einen Orkan der Entrüstung. Niemand durfte mit einer solchen Irreführung davonkommen.

Noch immer zaudernd, aber doch ein wenig entschlossener als zuvor, setzte sie ihren Weg fort, bis in einiger Entfernung die Umrisse einer Trauerweide auftauchten und mit jedem Schritt deutlichere Konturen annahmen. Der Baum war uralte, knorrige Äste und tiefe Vernarbungen in seiner Rinde zeugten davon, wie lange er schon seine Wurzeln in den Boden krallte. Ein Teil des verzweigten Stammes war abgestorben; ein Blitzschlag, schon Jahre her und fast vergessen, hatte seine Spuren hinterlassen. Die Frau hatte diesen Platz mit Absicht als Treffpunkt gewählt. Er war einer ihrer Lieblingsorte. Dort, im Schatten der tiefhängenden Zweige, hatte sie im letzten Sommer häufig auf einer Decke gesessen, kalten Tee in einer Thermoskanne, einen Apfel oder ein paar Kekse neben sich, auf dem Schoß ein Buch. Natürlich ein Buch. Bücher waren ihr Leben, bedeuteten ihr mehr als alles andere. Sie sprengten die Fesseln ihrer kümmerlichen, unbedeutenden Existenz, verwandelten ihre kleine, beschränkte Welt in ein Reich ungeheuren Ausmaßes, ohne Grenzen, voller Staunen und

Wunder. Und wenn sie den Blick gehoben hatte, hatte sie den See vor Augen gehabt. Ein friedlicher Ort, der ihr Kraft und Zuversicht gab und in ihr den Plan reifen ließ, der an diesem Morgen seine Vollendung finden sollte.

In diesem Moment löste sich von der Trauerweide ein Schatten, schien direkt der knorrigen Rinde zu entspringen, wie ein Waldgeist, ein Faun etwa oder ein bösertiger Elf. Mit schlurfenden Schritten kam die Gestalt auf sie zu, die Hände beinahe desinteressiert in den Hosentaschen vergraben. Die Frau holte tief Luft. Der Augenblick war da ...

Aber etwas stimmte nicht, es passte nicht zusammen, irgend etwas war furchtbar schiefgelaufen. Nein, nein! Sie begann zu zittern, als ihr klar wurde, wie töricht sie gewesen war. Sie konnte plötzlich nicht mehr klar denken, wollte nur weg. Weg! Weg! Hektisch suchten ihre Finger nach dem Pfefferspray, aber in der Panik bekamen sie nur das Handy zu fassen, und der Mann vor ihr grinste amüsiert, als sie ihm ihr nutzloses Telefon entgegenstreckte, als wäre es ein Kruzifix, mit dem man den Teufel austreibt.

Sie stolperte ein paar Schritte zurück, wollte sich umdrehen und fliehen, aber der Mann schnitt ihr mit einem verzerrten Lächeln den Weg ab. Stumm war er, kein Wort verließ seine Lippen. Seine Anwesenheit allein machte deutlich, dass es nichts zu verhandeln, nichts zu sagen gab, dass ihr Schicksal besiegelt war. Verzweifelt versuchte die Frau, ihm zu entkommen, doch er packte sie, und dann schloss sich seine Hand um ihren Mund, und anstelle eines Schreies entwich ihr nur ein ersticktes Stöhnen. Es hatte keinen Sinn, sich zu wehren, als er sie mit Gewalt zum See schleifte, er war erheblich kräftiger als sie. Trotzdem versuchte sie, um sich zu schlagen, zu beißen, zu kratzen. Ihre Todesangst setzte ungeahnte Kräfte frei. Aber ihre Fäuste, ihre Zähne, ihre Finger fanden keinen Widerstand in dem dunkelgrünen Regenzeug, das seinen Oberkörper bedeckte. Dann sah sie einen dunklen, scharfen, merkwürdig glänzenden Gegenstand in seiner Hand aufblitzen, und ihre Augen weiteten sich, sie stöhnte, wand sich verzweifelt in der Umklammerung ihres Peinigers, wollte um ihr Leben betteln. Doch es gab kein Entkommen. Etwas Scharfes, Eiskaltes stach in ihren Hals und schnitt ihr im Bruchteil einer Sekunde die Kehle



durch, ein feiner, tiefer Schnitt, durchgeführt mit der kalten, berechnenden Präzision eines chirurgischen Eingriffs. Sie spürte, wie sie achtlos fallengelassen wurde, ähnlich einem Spielzeug, das seinen Reiz verloren hatte, öffnete ihren Mund, um zu protestieren, zu schreien, aber das Blut, das aus ihrer Kehle sprudelte, ließ nur einen letzten grässlichen, gurgelnden Laut zu, während ihre Wangen die kalte Erde berührten und ihre Augen kurz darauf starr wurden.

Als die Leiche der Frau vor ihm lag, hielt der Mann keuchend inne, schaute nach links und rechts, als müsste er sich vergewissern, dass er nicht beobachtet wurde. So wie zuvor sein Opfer glaubte er, für einen Moment das Summen eines Bienenschwarms gehört zu haben. Dann schüttelte er den Kopf, durchsuchte hastig die Taschen der grauen Strickjacke, fand das Pfefferspray und steckte es ein. Mit dem Fuß zertrat er das Handy seines Opfers, bis das Display zersplitterte, dann warf er es zusammen mit dem Messer mit einer weit ausholenden Bewegung in den See. Anschließend ging er zurück zu der Trauerweide, hob vorsichtig etwas auf, das er dort neben dem Stamm auf ein Mooskissen gelegt hatte, und setzte es der toten Frau aufs Haar. Erneut stahl sich ein Lächeln auf seine Lippen, aber diesmal war es entspannt, als begutachtete ein Maler oder Bildhauer mit einer tiefen, inneren Befriedigung sein gerade fertiggestelltes Werk. Danach packte er die Leiche, zog sie zum Ufer und ließ sie bäuchlings und beinahe zärtlich ins flache Wasser gleiten, wo sie von den überhängenden Zweigen der Trauerweide vor allzu neugierigen Blicken versteckt wurde. Der Mann bückte sich, säuberte sorgsam seine blutverschmierten Hände im See und wischte sie an seinen Hosenbeinen trocken. Er schaute kritisch in den Himmel, nickte zufrieden und verließ den Ort, an dem er getötet hatte. Es wurde tatsächlich leichter, von Mal zu Mal. Anfangs hatte er es nicht glauben wollen, obwohl er ein Experte war, was das Töten betraf. Erstaunlich.

Kaum war der Mann verschwunden, wurde der Regen stärker, so wie es am Abend zuvor in den Nachrichten angekündigt worden war. Es regnete bis in die nächste Nacht ohne Unterbrechung, und als es endlich aufgehört hatte, hatte der letzte Rest des Winters das Blut des Opfers in den See gewaschen und die Fußspuren ihres Mörders im Matsch des flachen Ufers verschwinden lassen.